2. Inklusionsbedarfe verstehen und einschätzen

Das soziale Modell von Behinderung zeigt, dass Behinderung ein von der Gesellschaft erzeugtes Problem ist, da diese es nicht schafft, Barrieren für die Teilhabe beeinträchtigter Menschen zu entfernen. Das bedeutet für die Jugendarbeit, dass wir es durch die Gestaltung der Aktivitäten in der Hand haben, ob junge Menschen in unseren Projekten behindert werden.

Um Barrieren abzubauen, müssen wir wissen, was die jungen Menschen für eine gerechte und volle Teilhabe brauchen. Das gelingt am besten im Dialog mit beteiligten Menschen. Inklusion und Teilhabe bedeuten, dass alle das Recht und die Möglichkeit erhalten, sich zu beteiligen. Dabei ist aber wichtig, dass die Teilnehmenden entscheiden, ob und wie sie beteiligt sein wollen. Aus inklusiver Perspektive ist es absolut in Ordnung, Dinge unterschiedlich anzugehen oder bei Aktivitäten unterschiedliche Rollen einzunehmen. Denn viele Wege führen zu einem gemeinsamen Ziel. Der inklusive Ansatz geht davon aus, dass alle Menschen unterschiedliche Fähigkeiten haben und stellenweise Unterstützung benötigen, um uneingeschränkt teilhaben zu können.

“Nichts über uns ohne uns” ist ein wichtiger Grundsatz der UN-Behindertenrechtskonvention, der auch in der inklusiven Internationalen Jugendarbeit gilt. Junge Menschen sollten von Anfang an in Vorbereitung, Planung und Durchführung von Jugendprojekten einbezogen werden. Sie können zum Beispiel zu Hause in kleinen Gruppen an Ideen arbeiten. Sie können durch Peer-Repräsentant*innen in Vorbereitungstreffen vertreten werden oder selbst Programmpunkte vorbereiten. So erfahren wir mehr über Erwartungen und Befürchtungen, erhalten Informationen zu den vorhandenen. Bedarfen der Teilnehmenden und können die Aktivitäten besser daran

ausrichten. Wir erfahren, was die Teilnehmenden lernen möchten, womit sie sich wohlfühlen, wie sie sich einbringen möchten und was sie brauchen. Wichtig ist, die Ideen und Hinweise der jungen Menschen ernst zu nehmen und diese in die Planung und Umsetzung zu übernehmen. Gemeinsam können kreative Lösungen für Herausforderungen und Barrieren gefunden werden. Wenn mal etwas nicht geht, so sollten die Gründe dafür transparent kommuniziert werden. Es kann zu Frustration, Misstrauen und Rückzug führen, wenn junge Menschen Zeit in Prozesse investieren und ihre Ideen am Ende einfach ignoriert werden. Und das ist das Gegenteil von dem, was wir erreichen wollen.

Nicht alle Teilnehmenden inklusiver Projekte sind damit vertraut, sich aktiv einzubringen, ihre Meinung zu sagen oder gehört zu werden. Sie haben eher die Erfahrung gemacht, dass andere für sie bestimmen. Es kommt auch vor, dass junge Menschen nicht offen über ihre Behinderung sprechen möchten oder sie gar nicht als solche wahrnehmen und somit nicht kommunizieren. Es braucht Geduld, Feingefühl und kleine Schritte, um die eigene Stimme zu entdecken. Das kann zeitaufwendig sein, aber es ist ein wichtiger und wertvoller Empowerment-Prozess für die Teilnehmenden. Partner wie zum Beispiel Träger der Behindertenhilfe, Selbstvertretungsorganisationen oder Bildungs- und Wohneinrichtungen für behinderte Menschen sind bei inklusiven Begegnungen eine wichtige Ressource. Sie sind mit verschiedenen Menschen vernetzt, die die Entwicklung und Umsetzung von Aktivitäten durch ihr Know-how und ihre Erfahrungen bereichern können. Gleichzeitig können sie junge Menschen erreichen, sie zu den Projekten einladen und sie während der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung gezielt begleiten.

Dominic Lefebvre, bsj Marburg (bundesweite Fachstelle Inklusion von Kindern und Jugendlichen im Freizeitbereich):

„Um mit jungen Menschen über die Chancen inklusiver internationaler Veranstaltungen ins Gespräch zu kommen, ist es am besten, Orte und Möglichkeiten der Begegnung zu schaffen. Viele Jugendliche mit Beeinträchtigungen fühlen sich allerdings von Angeboten zum Beispiel der offenen Kinder- und Jugendarbeit nicht direkt angesprochen und sie können diese häufig auch ohne Unterstützung nicht erreichen. Um mit ihnen in Kontakt zu treten, lohnt es sich deshalb, lokale Netzwerke aufzubauen und nach

Multiplikatoren zu schauen, die, diese kennen und denen Sie vertrauen. Das können Mitarbeiter*innen der Eingliederungshilfe, Assistent*innen, Schulbegleiter*innen, aber auch Selbsthilfegruppen und Elterninitiativen sein.

Auf diesem Weg kann man persönliche Einladungen für zunächst kleinere Treffen und Veranstaltungen machen, zu denen auch die Eltern und Assistent*innen kommen können. Am besten ist es natürlich, wenn so bereits vertrauensvolle Beziehungen zu denjenigen entstehen, die bei den internationalen Veranstaltungen auch dabei sind. Individuelle Bedarfe können nebenbei bereits sichtbar werden. Im Anschluss lassen sich jetzt attraktive und offene inklusive Events planen. Jugendliche mit und ohne Handicap können hierbei über ihre Erfahrungen internationaler Begegnungen berichten. Schließlich kann es dann an die ganz konkreten Umsetzungsfragen gehen. Vielleicht müssen jetzt weitere Ängste genommen oder Assistenzleistungen und Hilfsmittel organisiert werden.“